

Studierende als transitorische Intellektuelle

Georg Vobruba

[Metadata, citation and simulation](#)

Deutsche Gesellschaft für Soziologie

I. Ein soziologisches Aufmerksamkeitsdefizit¹

Die Zahl der Studierenden in Deutschland lag im Jahr 2006 bei knapp 2 Millionen². Sie hat sich in den letzten dreißig Jahren mehr als verdoppelt. Schon in quantitativer Dimension, nach Steigerungsraten, Steigerungstempo und absoluten Zahlen, stellen Studenten also ein überaus bemerkenswertes gesellschaftliches Phänomen dar. Dies gilt erst recht in qualitativer Hinsicht, also mit Blick auf die gesellschaftliche Position von Studierenden und die an sie gerichteten Erwartungen. Doch trotz solcher Auffälligkeiten scheint sich die Soziologie für Studierende als Thema nicht sonderlich zu interessieren (als Auszubildende natürlich schon). Zwar gibt es immer wieder Untersuchungen über die soziale Lage, die Einstellungen und Gesellschaftsbilder von Studierenden (vgl. Habermas et al. 1961; Lipset, Riesman 1975; Krause 1980; Böhm, Hooock 1998. Pasternack et al. 2000; Welker 2007), aber eine Soziologie der Studierenden im Sinne eines kontinuierlichen Forschungs- und Diskurszusammenhangs hat sich nicht entwickelt.

1 Dieser Aufsatz beruht auf dem Vortrag, den ich zur Eröffnung des ersten studentischen Soziologiekongresses »Perspektiven der Soziologie« (12.-13. 10. 2007) in Halle gehalten habe.

2 Davon entfallen circa 1,4 Millionen auf Universitäten, 500.000 auf Fachhochschulen, der Rest auf Verwaltungsfachhochschulen und Kunsthochschulen (inländische und ausländische Studierende; Daten für das Wintersemester 2006/07).

Mit Blick auf die gegenwärtige Situation der Universitäten erstaunt dies vor allem aus zwei Gründen. Zum einen wäre zu erwarten, dass die Studierenden im Zuge der intensiven Debatten und Bemühungen um Reformen der Studiengänge automatisch ins Zentrum wissenschaftspolitischer und also auch sozialwissenschaftlicher Aufmerksamkeit rücken. Gerade der Umstand, dass die hochschulpolitischen Reformdebatten kaum auf die Lage, Befindlichkeiten und Interessen der Studierenden eingehen, wäre ein Anlass, dies zum soziologischen Thema zu machen. Und zum anderen wäre anzunehmen, dass im Zuge der Entwicklung eines auf Wissen zentrierten Gesellschaftsverständnisses Studierende in die Position hoch relevanter gesellschaftlicher Akteure und somit zu einem soziologischen Kernthema aufrücken.

Nichts davon ist der Fall: Weder hat der aktuelle Bezug zur Studienreform verstärktes Interesse an Studenten geweckt, noch hat die Diskussion um eine »Wissengesellschaft« Studierende zu einem prominenten soziologischen Forschungsthema gemacht. Soweit es sich um Studierende der Soziologie handelt, kann man diesen Ausgangsbefund so zuspitzen: Die Soziologie hat in den letzten Jahrzehnten wenig Energie aufgewendet, Selbstbeobachtung durch Beobachtung ihres Nachwuchses zu betreiben.

Ich will hier nicht über Ursachen dieses eigenartigen Aufmerksamkeitsdefizits spekulieren. Mir geht es darum, das Thema »Studierende der Soziologie neu zu erschließen. Dies werde ich über einen kurzen Umweg versuchen. Meine Ausgangsvermutung lautet, dass man einen guten Zugang zu Studierenden als Thema der Soziologie findet, wenn man sie als transitorische Intellektuelle zu verstehen versucht.

Die These, die ich hier entwickeln möchte, lautet also: Studierende, insbesondere solche der Sozial- und Geisteswissenschaften, sind transitorische Intellektuelle. Diese These impliziert die Behauptung, dass Studierende eine Position einnehmen, deren Inhaber gemeinhin als »Intellektuelle« bezeichnet werden. Damit sind bestimmte Zuschreibungen von Eigenschaften und Erwartungen, unter Umständen einschließlich gewisser Selbstzuschreibungen, verbunden. In dieser Konstellation befinden sich Studierende auf Zeit; das heißt, mit dem Ende des Studiums werden diese Positionen geräumt. Was dann mit Intellektualität passieren kann, werden wir sehen.

Also geht es darum, kurz dreierlei zu erklären:

1. Was versteht man unter Intellektuellen beziehungsweise unter intellektuell? Dazu beginne ich mit einem kurzen Rückblick auf die historische

Entwicklung des Begriffs, um seine wesentlichen Merkmale zu rekonstruieren.

2. Warum sind Studierende transitorische Intellektuelle? Dazu werde ich versuchen, Strukturanalogien zwischen den Zuschreibungen an Intellektuelle und an Studierende zu finden.
3. Was bleibt – oder zumindest: bleibt vielleicht? Dazu stelle ich die Interpretation der Studierenden als transitorische Intellektuelle in den Rahmen des erwartbaren Wandels von Universität und Arbeitsmarkt.

II. Die Bestandteile des Begriffs

Der Begriff »Intellektuelle« als Bezeichnung einer bestimmten Gruppe von Personen wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreich im Zuge der so genannten Dreyfus-Affäre geprägt. Es handelte sich um eine Bezeichnung durch andere, und zwar um ein grobes Schimpfwort. Die Geschichte dazu in Stichworten: 1894 wurde Alfred Dreyfus, Hauptmann im Generalstab der französischen Armee, jüdischer Abstammung und aus dem Elsass, durch einen ihm unterschobenen Brief in den Verdacht des Hochverrats gebracht, verhaftet, degradiert und zu lebenslanger Verbannung verurteilt. Höhepunkt des Kampfes um seine Rehabilitation war der berühmte offene Brief »J'accuse« von Emile Zola an den Präsidenten der französischen Republik 1898. Es kommt zur Bildung zweier Lager und zu einem Aufruhr. Es werden Unterschriftenlisten veröffentlicht, in denen eine Revision des Urteils gefordert wird. Wer sind diese Leute, die das fordern? Aus den zeitgenössischen Gegen-Wortmeldungen (Quellen aus Bering 1978: 38, 40) können wir die folgenden Zuschreibungen filtern:

Es handelt sich bei den Intellektuellen um

- eine sich selbst ernennende, neue Elite,
- »die in umständlichen Ausdrücken ihre Sympathie« mit Dreyfus bekundet,
- um Leute also, sieht man von ihrer Eitelkeit ab, keine egoistischen Interessen, sondern eine »Idee« verfolgen,
- »in Laboratorien und Bibliotheken leben«,
- und sich generell in Fragen einmischen, die jenseits ihrer Kompetenzen liegen.

Die Angelegenheit ging für Dreyfuss gut aus. Er wurde 1899 rehabilitiert.

Einige Jahrzehnte später hat Joseph Schumpeter in »Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie« (1950) die wesentlichen Merkmale der Intellektuellen so gefasst (235ff.): »Ein großer Teil ihrer Tätigkeit besteht darin, sich gegenseitig zu bekämpfen und Lanzen zu brechen für Klasseninteressen, die nicht die eigenen sind«. Ihre Position zeichnet sich aus durch »das Fehlen einer direkten Verantwortung für praktische Dinge« und ihre Erfolgsaussichten liegen im »tatsächlichen oder möglichen Wert als Störungsfaktor« – was Schumpeter, wie er ausdrücklich betont, nicht abwertend meint.

Wieder ein gutes Jahrzehnt später hat Rainer Lepsius (1964) Intellektuelle anhand der folgenden Merkmale beschrieben: Sie sind ohne klare soziale Positionierung, ohne eigene wirtschaftliche Interessen, und sie üben »inkompetente aber legitime Kritik« (516) mit Bezug auf Ideale. Sie sind weder mit Macht ausgestattet, noch resigniert, agieren also unter einer Art gesellschaftlicher Relevanzfiktion.

Während in diesem Ansatz zu einer Soziologie der Intellektuellen des damals angehenden Soziologieprofessors Rainer Lepsius deutliche Züge einer Selbstbeobachtung und Selbstverortung angelegt sind, nimmt Helmut Schelsky (1975), auch Soziologieprofessor, die distanziert-polemische Beobachtungsperspektive auf die Intellektuellen wieder auf. Er macht einen Aspekt explizit, der im Diskurs über Intellektuelle implizit immer schon mitgelaufen war: Die Intellektuellen stehen der Arbeit (im konventionellen Sinn) fern und haben daher Zeit zu jener Sinnproduktion, die ihnen die Klassenherrschaft über die Arbeitenden ermöglicht. Das ist die Kernaussage seines eher berüchtigten als berühmten Buches »Die Arbeit tun die anderen«.

Es ist leicht zu sehen, was all diese Ansätze gemeinsam haben. Intellektualität ist in erster Linie eine Zuschreibung durch andere. Von den Intellektuellen heißt es: Sie mischen sich in Fragen ein, für die sie nicht kompetent sind. Sie üben Kritik und rekurren dabei auf moralisch fundierte Ideale.³ Sie stehen der (politischen) Macht fern, fühlen sich aber nicht machtlos. Sie stören. Sie befinden sich in einer sozialstrukturell unspezifischen Lage und sind von Handlungszwängen relativ entlastet – vulgo: die arbeiten nicht.

3 Systemtheoretisch kommt man so zu Intellektuellen als Störfaktoren: Intellektuelle moralisieren. Und Moral stört (Luhmann 1990).

Und noch eines haben die Ansätze gemeinsam. Sie alle beziehen den Begriff »intellektuell« auf Personen. Genauer: In diesen Ansätzen wird Intellektualität als Zuschreibung zu einer sozialen Position und deren Inhaber, dem Intellektuellen, konzipiert. Das ist das Erbe des Diskurses zur Zeit der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert. Mittlerweile fragt sich freilich, ob man mit dieser Fokussierung auf Personen in einer Soziologie der Intellektuellen noch weiter kommt. Schon die unspezifische soziale Lage, von der Lepsius zu Recht spricht, sollte vorsichtig stimmen. Denn dies ist ja nur ein anderer Ausdruck für das Problem, unabhängige Variablen zur Bestimmung von Intellektuellen als erklärungsbedürftigem Phänomen zu finden. Ein aktuelles Argument kommt dazu: Die zunehmende Ausdifferenzierung unterschiedlicher Wissensgebiete einerseits und die Verwissenschaftlichung diverser beruflicher Praxisfelder andererseits machen es immer schwieriger, die Unterscheidung zwischen professionell-kompetenten und intellektuell-inkompetenten Interventionen aufrecht zu erhalten. Intellektualität wird sozialstrukturell zunehmend unbestimmbar. Die Gefahr und Chance, über die eigene Fachkompetenz hinaus gefordert zu sein, wird immer größer, ebenso wie die Möglichkeiten zunehmen, sich jenseits dieser Kompetenzen zu artikulieren.

Anlass zu Zweifeln, die Soziologie noch länger auf intellektuelle Personen als Untersuchungsgegenstand zu konzentrieren, ergeben sich auch aus der Entwicklung der Soziologie selbst. Im zwanzigsten Jahrhundert hat sich mit der Wissenssoziologie, eine Subdisziplin entwickelt, die es ermöglicht, Wissen als empirischen Sachverhalt zu fassen und in seiner »Seinsgebundenheit« (Mannheim 1984), sei es als abhängige, sei es als unabhängige Variable, zum Gegenstand soziologischer Analysen zu machen. Gemeinsam mit der sozialstrukturellen Unbestimmbarkeit von Intellektuellen legt dies einen Wechsel des Fokus der soziologischen Aufmerksamkeit von intellektuellen Personen zu intellektuellen Texten nahe. Damit transformiert sich die Soziologie der Intellektuellen in eine Soziologie der Intellektualität und wird zu einem Teilbereich der Wissenssoziologie: Es geht um aus Texten ersichtliche Inhalte und Strukturen einer spezifischen Form von Wissen.

II. Sind Studierende Intellektuelle?

Eine provisorische⁴ empirische Grundlage zur Beantwortung dieser Frage liefert eine Google-Recherche. Lässt man nach »Studierende sind Intellektuelle« und »Studierende als Intellektuelle« und suchen, wird ein einziger Text – mit bezeichnender Stoßrichtung! – ausgewiesen: »Studenten als intellektuelle Täter« lautete die Überschrift zu einem Artikel in der Computerwoche.de (11. 5. 2000)⁵, in dem über die Suche nach den Urhebern des I love you-Virus berichtet wurde. Dagegen werden 114.000 Treffer zu »Studierende« und »Intellektuelle« nachgewiesen. Dieses Ergebnis wird durch eine analoge Suche in englischer Sprache bestätigt. »Students are/as intellectuals« ergibt 534 bzw. 644 Treffer, »students« and »intellectuals« dagegen circa 1.750.000. Offensichtlich werden Studierende überwiegend nicht als Intellektuelle identifiziert, aber es wird doch gemeinhin ein Naheverhältnis zwischen beiden Gruppen als selbstverständlich angenommen. Wenn man dies empirisch als gegeben annehmen kann, dann ist die Frage: Wodurch stellt sich dieses Naheverhältnis her? Was sind die strukturellen Gemeinsamkeiten, die ein Naheverhältnis von Studenten und Intellektuellen als selbstverständlich erscheinen lassen? Wie lassen sie sich explizit machen?

Man sieht auf den ersten Blick, dass ich mit diesem Zuschnitt der Frage wieder hinter die soeben empfohlene Transformation der Soziologie der Intellektuellen in eine Soziologie der Intellektualität zurückgehe und die Aufmerksamkeit wieder auf Personen und die an sie adressierten Zuschreibungen richte. Das ist kein Versehen, sondern hat einen systematischen Grund. Dahinter steht die Vorstellung, dass sich Studierende von transitorischen Intellektuellen zu berufstätigen Fachleuten entwickeln, die intellektuelle Texte herstellen, in der Regel aber nicht in der Rolle von Intellektuellen aufgehen. Ich komme darauf zurück, wenn ich auf das »transitorisch« im Kontext von Universität und Arbeitsmarkt zu sprechen komme. Im ersten Schritt geht es jetzt erst einfach darum zu prüfen, ob es Strukturanalogien zwischen Intellektuellen und Studierenden gibt, ob sich also bei Studierenden wesentliche Aspekte von »intellektuell« als Perso-

4 »Provisorisch« deshalb, weil es trotz interessanter soziologischer Reflexionen zum Internet (vgl. Thiedeke 2006) noch keine sozialwissenschaftlichen Konventionen zum Realitätsstatus des Internets als Textesammlung, Informationsquelle und Realität eigener Art, gibt.

5 Zugriff am 23. 10. 2007

nenbeschreibung finden. Ich prüfe dies anhand der folgenden fünf Fragen, die ich aus den Zuschreibungen, aus denen sich der Intellektuellen-Status entwickelt hat, gewinne:

1. Widmen sich Studierende Fragen, für die sie nicht kompetent sind?
2. Üben Studierende moralisierende Kritik?
3. Balancieren sie dabei zwischen Macht und Machtlosigkeit?
4. Arbeiten Studierende?
5. Stören Studierende?

Erstens. Auf die Frage, ob Studierende sich Fragen annehmen, für die sie nicht kompetent sind, gibt es eine triviale und eine nicht triviale Antwort. Selbstverständlich befassen sich Studierende mit Fragen, für die sie nicht kompetent sind. Sie werden im Laufe des Studiums dazu mehr oder weniger gezwungen – und zwar um daran zu lernen. Dass Studierende in diesem Sinn also noch nicht kompetent sind, ist trivial. Freilich geht dieser triviale Aspekt in einen viel spannenderen und weit weniger trivialen über: Lehrende machen andauernd die Erfahrung, dass Studierende eine starke Neigung haben, die Themen aller Arten von Qualifikationsarbeiten viel zu weit zu fassen. Man kann das – im Sinn der trivialen Antwort – als mangelnde Routine, fehlendes Augenmaß für das Machbare etc. abtun. Man kann darin aber auch ein systematisch erklärungsbedürftiges Phänomen sehen; und das sollte man auch, denn es tritt sehr häufig auf und ist gar zu oft Thema von Auseinandersetzungen zwischen studentischen Autoren und Betreuern. (Eco 2003: 16ff; Kruse 2005: 190) Nach meiner Wahrnehmung manifestiert sich in dem, was ich professionell als »Sie-haben-sich-übernommen« oder gar als »Themenverfehlung« registrieren muss, der Wunsch irgendetwas Ganzes, in all seinen Zusammenhängen zu erfassen. Die Grenzen der eigenen Kompetenz zu überschreiten, nehmen Studierende dabei ohne weiteres in Kauf, schon deshalb, weil sie jene ohnehin nicht genau kennen.

Zweitens. Eine gewisse Neigung von Studierenden zu moralisierender Kritik steht damit in engem Zusammenhang: Dass es soziologisch nicht um die eigene moralische Positionierung geht, sondern dass im Untersuchungsobjekt Gesellschaft real existierende Moralpositionen selbst einen analysierbaren Sachverhalt darstellen, ist mühsam zu erlernen. Denn dies setzt voraus, Moral als einer soziologischen Erklärungen zugänglichen Sachverhalt, also: wissenssoziologisch, zu verstehen. Mit dem wissenssoziologischen Zugang zu Moral löst sich zugleich freilich die Unbedingtheit

jeder Moralposition – also auch der eigenen – auf. Das verunsichert, weil man sich um – wenn auch imaginierte, praktische Handlungschancen gebracht sieht. Bei Studierenden beobachtet man häufig starke Abwehrreaktionen eines solchen genuin soziologischen Zugangs zu Moral (vgl. Sutter 2003; Dux 2004; Dux 2006) und intensive Bemühungen, eine soziologisch nicht hintergehbare Moralposition zu behaupten. Dies entspricht jenem Aspekt der Position von Intellektuellen, den ich als »Agieren unter Relevanzfiktion« bezeichnet habe. Intellektuelle hatten nie Probleme, Anliegen als moralisch so fundiert vorzutragen, als gäbe es noch traditionale Gewissheiten.

Mit den Zumutungen der Moralfreiheit, denen Studierende ausgesetzt sind, sehen sie sich eines relativ direkten Pfades zu Praxis beraubt. Denn mittels einer Verknüpfung von analytischem Wissen über die Gesellschaft und der Vorstellung einer unbedingten eigenen moralischen Position kann man sich relativ leicht als gesellschaftlich handlungsfähiges Subjekt imaginieren. Der Preis dieser Verknüpfung freilich ist, dass man die Handlungsdispositionen der gesellschaftlich tatsächlich relevanten Akteure ausblendet. So führen die Empiriedefizite der eigenen Analysen zu schlicht unrealistischen Praxisperspektiven. Dass der Umweg über Akteursdeutungen auch praktisch der bessere ist – das einsehen zu lernen braucht seine Zeit. Von Studierenden der Philosophie – und ihren Lehrenden – rede ich hier nicht: Ihnen bleibt angesichts der wissenssoziologischen Auflösung moralischer Ausgangspunkte wissenschaftlicher Argumentationen ohnehin nur entsetzte Ratlosigkeit.

Drittens. Intellektuelle sind im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wieder der Versuchung erlegen, die Chancen der Realisierbarkeit der Ideen, für die sich sie einsetzen, durch Bündnisse mit politischer Macht bzw. Einnehmen eigener Machtpositionen zu steigern. Auf das autoritäre Potential solcher Bündnisse ist hingewiesen worden (Konrad, Szeleny 1981). Es ergibt sich aus der Koppelung der Unbedingtheit des Moralanspruchs mit politischer Macht. Denn gestützt auf einen unbedingten Moralanspruch kann sich politisches Handeln nicht auf Vermittlung zwischen unterschiedlichen Interessen, Werthaltungen und Weltanschauungen einlassen, sondern muss sich im Namen der Realisierung von »Idealen« darüber hinweg setzen. Das ist der historische Erfahrungshintergrund für das Definitionskriterium von Lepsius, dass Intellektuelle zwischen Macht und Machtlosigkeit stehen. Wie stehen Studenten zu Macht? Sind sie Versuchungen von Macht ausgesetzt? Gegenwärtig wohl kaum. Es ist eine schwierige Frage, ob im Zuge von »1968« Studenten Macht hatten, schon deshalb, weil nicht ganz klar

ist, welche Rolle Studenten in der »Studentenbewegung« damals tatsächlich in den einzelnen Ländern spielten (Kraushaar 2000; Gilcher-Holtey 1995). Wie auch immer – indem allgemein von der Studentenbewegung die Rede ist, werden die Ereignisse rund um 1968 samt den daraus resultierenden Veränderungen ihnen zugeschrieben. Diese studentischen Akteure kamen in keine institutionalisierten Machtpositionen. Wenn die Studentenbewegung langfristig Wirkungen in der Gesellschaft hatte, dann primär nicht institutionell-politisch, sondern als Treibsatz kulturellen Wandels. Vielleicht war genau diese Position eine genuin intellektuelle: zwischen Machtlosigkeit und Macht.

Viertens. Arbeiten Studierende? Wir können uns jeden Versuch einer direkten Beantwortung dieser Frage schenken. Entscheidend ist der polemische, denunziatorisch gemeinte Gehalt der auf Intellektuelle zielenden Behauptung: »Die Arbeit tun die anderen.« Denn genau daran wird die Struktur analogie deutlich. Die Auffassung, dass Studenten nicht arbeiten ist ebenso weit verbreitet wie falsch. Selbstverständlich ist Studieren eine anstrengende Tätigkeit. Aber die gesellschaftliche Anerkennung dieser Tätigkeit als Arbeit ist ebenso fragil wie die der Tätigkeit von Intellektuellen. Die öffentliche Meinung vermisst in beiden Fällen die disziplinierende Wirkung von Arbeit. Die von konventioneller Arbeit und ihren disziplinierenden Effekten relativ ferne Lebenssituation verschafft Studierenden und Intellektuellen jene Autonomiegewinne (vgl. Vobruba 1997), welche sie verdächtig machen: Nicht zu arbeiten und darum Zeit für allerlei Illegitimes zu haben.

Fünftens. Genau aus diesen Autonomiegewinnen ergibt sich auch die letzte bemerkenswerte Überschneidung. Ein klassisches Definitionskriterium für Intellektuelle ist: Der Wert intellektueller Tätigkeit bemisst sich an ihrer Wirkung als »Störungsfaktor« (Schumpeter). Wenn die bisher angestellten Überlegungen zutreffen, dann lässt sich daraus folgern, dass Studierende das Potential haben, gesellschaftliche Routinen zu stören – was freilich keineswegs bedeutet, dass sie dies auch tatsächlich tun. Empirisch haben Studierende als Störfaktor eine große Vergangenheit. Gegenwärtig ist diesbezüglich nicht viel zu registrieren. Aber das bedeutet nicht viel. In der mittlerweile klassischen Untersuchung der politischen Einstellungen der Studenten der Universität Frankfurt von Jürgen Habermas, Ludwig von Friedeburg, Christoph Oehler und Friedrich Wetz wurde deren überdurchschnittlich stark ausgeprägte obrigkeitliche Orientierung beklagt. Das war wenige Jahre vor 1968.

III. Nach der transitorischen Intellektualität

Insgesamt finden sich tatsächlich weit reichende Strukturanalogien zwischen dem, wie Intellektuelle beschrieben werden, und dem Verständnis von Studierenden. In diesem Sinne sind Studierende Intellektuelle. Aber diese Konzentration der Definition auf soziale Merkmale scheint mir, wie ich kurz skizziert habe, ja überholt. Denn unter der Bedingung einer gleichzeitigen Spezialisierung der Intellektuellenrolle und des breiten Streuung von Intellektualität als Textform erfasst man damit nur den Sonderfall der, die hauptberuflich als Intellektuelle tätig sind. Studierende können als ein solcher Sonderfall auf Zeit angesehen werden. Eine Begriffsstrategie, die Intellektualität exklusiv auf Personen bezieht, würde erzwingen, dass ihre Intellektualität mit dem Ende des Studiums endet – wenn sie nicht Berufsintelektuelle werden. Eine solche Verengung scheint mir unangemessen. Denn Berufsintelektuelle werden wenige; was ist mit den anderen? Gibt es Intellektualität nach der transitorischen Intellektualität?

Ich habe oben meine Auffassung kurz skizziert, dass der Begriff »intellektuell« seine Zuordnung wechselt: Von der Person des Intellektuellen zum intellektuellen Text als Dokument eines spezifischen Wissenstypus. Dies liegt einerseits am Wandel der Arbeitsmarktchancen universitär Gebildeter, andererseits an der Steigerung des wissenssoziologischen Reflexionsvermögens bei der Beobachtung dieses Wandels. Und in einer gewissen Überpointierung kann man, so denke ich, sagen, dass Studierende im Übergang vom Studium zum Berufsleben diesen Wandel quasi biographisch nachvollziehen: Das Ausbildungsziel des Soziologiestudiums ist es nicht, Intellektuelle hervorzubringen, sondern sozialwissenschaftliche Fachleute mit Arbeitsmarktchancen. Darunter können Intellektuelle im klassischen Sinn sein, denn es gibt in unserer Gesellschaft immer noch Personen, die Inhaber von Positionen sind, denen Intellektualität zugeschrieben, beziehungsweise abverlangt wird. Da diese Positionen von Zeit zu Zeit nachbesetzt werden müssen, entsteht immer wieder Platz (und Nachfrage) nach Intellektuellen.⁶ Aber das ist ein sehr kleines Arbeitsmarktsegment. Das Curriculum eines sozial- oder geisteswissenschaftlichen Studiums darauf auszurichten, wäre schlicht verantwortungslos. Die Ausbildung von Studieren-

⁶ Zur sozialen Konstitution von unterschiedlichen Typen von Intellektuellen durch unterschiedliche Fremdzuschreibungen vgl. Schneider 2007.

den (zumindest) dieser Studienfächer zu Fachleuten freilich führt sie durch eine Phase potentieller Intellektualität und sie vermittelt eine Kernkompetenz, an welche sich Intellektualität als Denk- und Ausdrucksform, und in einer kleineren Zahl von Fällen auch als Arbeits- und Lebensform, anschließen lässt: Das Verfassen von stringent argumentierenden Texten zur Beobachtung der Gesellschaft und ihrer Artefakte.

Ich vermute, dass die Chancen, diese Kompetenz zu praktizieren, expandieren; allerdings nicht an den gewohnten Orten. Das liegt einerseits an der zunehmenden Verknappung von Positionen, in denen man mittels intellektueller Tätigkeit seinen Lebensunterhalt bestreiten kann. Als hauptberuflicher Textproduzent ein ausreichendes Einkommen zu erzielen, ist sehr schwierig, vor allem deshalb, weil dies viele versuchen und darum das Angebot an intellektuellen Texten so groß ist, dass sich nur ausnahmsweise zufriedenstellende Preise erzielen lassen. Diese Ausnahmen sind Stars, deren Autorennamen zu Markennamen geworden sind. Solche Karrieren sind selten und unplanbar. Zum anderen liegt es an Tendenzen der Auflösung von Intellektuellenpositionen gleichsam von innen: Die Transformation der Intellektuellenhaltung »öffentlicher Einsamkeit« in Posen von TV-Intellektuellen geht mit erheblichen Substanzverlusten einher (Steinert 2007). Die Position von Parteiintellektuellen hat sich zumindest in den westlichen Demokratien weitgehend aufgelöst, der Begriff bezeichnet heute eher wenig erfolgreiche Politiker oder Wissenschaftler mit hoher Opportunismustoleranz gegenüber sich selbst. Wenn es also im Bereich klassischer intellektueller Positionen schlecht aussieht, wo gibt es dann Entfaltungschancen für Intellektualität?

Wenn Armin Nassehi (2007: 284) mutmaßt, es gehe der Universitätsreform darum, der »Academia den Garaus zu machen«, so hat er Recht, wenn er damit meint, dass es darum geht, Intellektualität möglichst aus der Universität zu verdrängen. In der Tat: Die Universität als Rahmen, »Kritik als Beruf« (Lepsius 1964) zu praktizieren, wird zunehmend eng und uninteressant. Dies liegt an Unterfinanzierung, an diversen Studienreformen, sowie am Wandel der Anreizstrukturen und den sich daraus ergebenden immer ungünstigeren Rekrutierungschancen für exzellenten akademischen Nachwuchs. Aber es ist zweierlei zu bedenken.

Zum einen ist noch nicht ausgemacht, ob nicht gerade in diesem Rahmen die transitorische Intellektualität der Studierenden erst richtig ins Profil tritt. Denn es ist nicht nur wahrscheinlich, dass die politisch-administrativen Exzellenzinitiativen etc. scheitern, es ist auch möglich, dass sie

erfolgreich scheitern, indem mit zunehmender hochschulorganisatorischer Unübersichtlichkeit mehr studentische Freiräume entstehen. Und zum anderen bedeutet die Auswanderung von Intellektualität aus der Universität ja keineswegs ihre Verabschiedung aus der Gesellschaft. Im Gegenteil. Die zukünftigen Chancen für Intellektualität liegen weniger darin, von Beruf Intellektuelle(r) zu sein. Die Chancen sind vielmehr in der Expansion jener Berufe zu suchen, in denen man unter zahlreichen Aufgaben auch intellektuelle Texte produziert, Berufe also in denen sich Intellektualität unterbringen lässt. Ich vermute, dass die Verwissenschaftlichung diverser Berufsfelder im Zuge von Tertiärisierung und Informalisierung der Arbeit zu mehr Möglichkeiten führen wird, zwar nicht Intellektuelle(r) von Beruf, aber in seinem Beruf intellektuell zu sein. In diesem Sinn sind Studierende zwar transitorische Intellektuelle, aber ihre intellektuelle Tätigkeit endet nicht mit dem erfolgreichen Abschied von der Universität.

Literatur

- Bering, D. 1978: Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Böhm, J. M., Hooch, C. 1998: Sozialisation und Persönlichkeit: Autoritarismus, Konformismus oder Emanzipation bei Studierenden aus Ost- und Westdeutschland. Gießen: Focus.
- Demirovic, A., Gerd, P. 1996: Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts: Student und Politik in den neunziger Jahren, Frankfurt: Campus.
- Dux, G. 2004: Die Moral in der prozessualen Logik der Moderne. Warum wir sollen, was wir sollen. Weilerswist: Velbrück.
- Dux, G. 2006: Moral und Gerechtigkeit als Problem der Marktgesellschaft. Wien: Picus.
- Eco, U. 2005: Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. Heidelberg: C. F. Müller (UTB), 10. Auflage
- Faber, R. 2002: Die Phantasie an die Macht? 1968 - Versuch einer Bilanz. Berlin et al: Philo.
- Gilcher-Holtey, I. 1995: Die Phantasie an die Macht – Mai 68 in Frankreich. Frankfurt: Suhrkamp.
- Habermas, J., Friedburg, L. v., Oehler, Ch., Weltz, F. 1961: Student und Politik: Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewusstsein Frankfurter Studenten. Neuwied: Luchterhand.

- Lipset, S. M., Riesman, D. 1975: Education and Politics at Harvard. New York: McGraw-Hill.
- Konrád, G., Szelényi, I. 1981: Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht. Frankfurt: Suhrkamp.
- Krause, C. 1980: Zwischen Revolution und Resignation: Alternativkultur, politische Grundströmungen und Hochschulaktivitäten in der Studentenschaft; eine empirische Untersuchung über die politischen Einstellungen von Studenten. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Kraushaar, W. 2000: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur. Hamburg: Hamburger Edition.
- Kruse, O. 2005: Keine Angst vor dem leeren Blatt. Frankfurt, New York: Campus.
- Lepsius, M. R. 1964: Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen. In: KZfSS. 16. Jg., Heft 1, 75–91.
- Luhmann, N. 1990: Paradigm lost: Über die ethische Reflexion der Moral, Frankfurt: Suhrkamp.
- Mannheim, K. 1984: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens. Frankfurt: Suhrkamp.
- Mayer, U. 1981: Zwischen Anpassung und Alternativkultur oder das politische Bewußtsein und Handeln der Studenten. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Nassehi, A. 2007: Beitrag zur Email-Debatte: »Lehrprofessuren« und »Lehrkräfte für besondere Aufgaben«. Soziologie, 36. Jg., Heft 3, 280–293.
- Pasternack, P., Neie, T., unter Mitarbeit von R. Meder (Hg.) 2000: stud. ost 1989 – 1999: Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Schelsky, H. 1975: Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schneider, J. 2007: Selbst- und Fremdwahrnehmung der Intellektuellen in einer pluralistischen Gesellschaft. IASL Diskussionsforum online: Geschichte und Kritik der Intellektuellen. <http://www.iasl.uni-muenchen.de/discuss/lisforen/schnei.htm> (31. 10. 2007)
- Schumpeter, J. 1950: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Bern: A. Francke Verlag.
- Steinert, H. 2007: Das Verhängnis der Gesellschaft und das Glück der Erkenntnis: die Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Sutter, T. 2003: Entmoralisierung und moralischer Subjektivismus. Reaktionen auf normative Verunsicherungen in der modernen Gesellschaft. In: N. Psarros, P. Stekeler-Weithofer, G. Vobruba (Hg.), Die Entwicklung sozialer Wirklichkeit. Auseinandersetzungen mit der historisch-genetischen Theorie der Gesellschaft. Weilerswist: Velbrück.

- Thiedeke, U. 2006: Grenzen des Grenzenlosen. Entgrenzungen und Wiederbegrenzungen medialer Kommunikation. In: M. Eigmüller, G. Vobruba (Hg.), Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 199–215.
- Vobruba, G. 1997: Autonomiegewinne. Sozialstaatsdynamik, Moralfreiheit, Transnationalisierung. Wien: Passagen.
- Welker, F. 2007: Politische Partizipation von Studierenden. Ergebnisse einer empirisch-analytischen Studie. Marburg: Tect.